

Veilchen



Inhaltsverzeichnis

- S.3 Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2012 [*Andrea Herrmann*]
- S.6 Eine außergewöhnliche Begegnung [*Angelika Schranz*]
- S.9 Als sie fünfzehn Jahre alt war [*Mirjam Bley*]
- S.11 Briefwechsel [*Thilo Bachmann*]
- S.14 Die Radieschen [*Fiona Grau*]
- S.15 Beziehungsweise [*Elfriede Camilla Herold*]
- S.16 Hemingway [*Nicolaus Nissen*]
- S.19 Groningen [*Karl Farr*]
- S.21 Wolkenraum [*Christian Peitzmeier*]
- S.22 Ihr Blick [*Clemens Goritzka*]
- S.23 Todestag [*Angelika Pauly*]
- S.24 offenen herzens [*Michael Johann Bauer*]
- S.24 Gruß des Engels [*Susanne Ulrike Maria Albrecht*]
- S.25 Nachtschwärze [*Philip J. Dingeldey*]
- S.26 SCHIRMHERRIN [*Arno Peters*]
- S.27 Rezension „Der Duft des Sussita“ von Robert Scheer [*Andrea Herrmann*]
- S.28 Rezension „Yesterday – Aus 50 Jahren Bundesliga“
von Gerd Egelhof [*Andrea Herrmann*]
- S.29 Wettbewerbe [*Andrea Herrmann*]

Liebe Leserin, lieber Leser,

herzlich willkommen zur Jubiläumsausgabe des Veilchens, der Nummer 40, mit der wir das zehnte Jahr der Zeitschrift feiern!

Wie Sie sehen, zeigte die Marketingaktion voriges Jahr Erfolg: Das Veilchen konnte einige neue Talente entdecken.

Herzliche Neujahrsgrüße und auf die nächsten zehn Jahre!

Andrea Herrmann

Titelbild von Andrea Herrmann

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 3,50 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag) oder heruntergeladen bei www.lulu.com.

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o A. Herrmann, Daimlerstr. 121, D-70372 Stuttgart
oder per E-Mail: [veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de](mailto:veilchen_at_geschichten-manufaktur.de)

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch kostenlos auf der Webseite:

www.geschichten-manufaktur.de/veilchen.html

Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Die Rechte an den Texten liegen bei den Autoren.

Die Nutzung eines Textes bedarf einer ausdrücklichen Genehmigung des Autors, die vorab erfolgen muss. Die Herausgeberin der Zeitschrift unterstützt gerne bei der Kontaktaufnahme zu den Autor/innen.

Lesetagebuch Oktober bis Dezember 2012

Sie wissen ja, wie das ist: Den ganzen Tag hat man gegen Dämonen gekämpft, abends kehrt man müde nach Hause in sein durch mächtige Magie geschütztes Heim, streckt die müden Füße gegen den Kamin und liest gemütlich ein Buch. Beispielsweise „*Clockwork Angel*“ von Cassandra Clare, dem ersten Band der Chroniken der Schattenjäger. Man denkt sich, es sei ein harmloses Jugendbuch, was soll da schon Schlimmes passieren? Auf beinahe 600 Seiten lernen wir Tessa kennen, die Heldin des Romans. Sie kommt nach dem Tod ihrer Tante aus New York nach London, um bei ihrem dort arbeitenden Bruder zu leben. Doch stattdessen wird sie von zwei mysteriösen Damen am Hafen abgeholt und gefangen gehalten. Sie soll lernen, sich in andere Menschen zu verwandeln! Sie können sich ihr Entsetzen vorstellen, als es ihr tatsächlich gelingt. Da sie in London außer ihrem Bruder niemanden kennt und dieser sich in der Gewalt böser Mächte befindet, scheint Tessas Schicksal besiegelt. Wären da nicht die Nephilim, die Schattenjäger. Sie sind halb Engel, halb Mensch, und beschützen Irdische gegen Schattenweltler wie Vampire, Werwölfe und solches Gesocks, das sich nicht an „das Abkommen“ hält, das ein friedliches Zusammenleben aller Wesen regelt. Eigentlich sind die Schattenjäger aus anderen Gründen hinter den beiden Hexen her, doch bei ihrer Razzia befreien sie auch Tessa und bringen sie in ihr Heim, „das Institut“, das auf den Ruinen einer christlichen Kirche erbaut wurde und absolut sicher ist vor allen Schattenweltlern. Nur Nephilim können dessen Portal öffnen. Tessa erfährt dort mehr über Schattenwesen als ihr lieb ist, doch wer sie ist, das weiß nur einer: der mysteriöse Magister. Die Schattenjäger sind hinter diesem mächtigsten Mann Londons her und dieser wiederum hinter Tessa. Und so ergibt sich ein mörderischer Ringelreihen, bei dem Unschuldige

sterben, viel Blut vergossen wird und Tessa ihre einzigen Freunde in Gefahr bringt. Und diese sie. Der erste Band endet mit einem schrecklichen Gemetzel und mehreren herben Enttäuschungen. Fortsetzung folgt... Solange ich mir einbilden konnte, Tessa und ihre Freunde seien im Institut sicher und unverwundbar, solange las ich das Buch gerne. Aber dann zeigte die Autorin ihr wahres Gesicht und beim zweiten Band werde ich vorsichtiger lesen. Dieser Roman fesselt jedoch nicht durch die drohende Todesgefahr, sondern durch Charaktere, die einen verzweiferten Kampf führen, jeder mit seinen Stärken und Ängsten, jede Figur ein glaubwürdiges, schwieriges Individuum für sich, das man gern haben muss.

Nester – Sie kennen seinen Namen vermutlich auch nicht – lässt sogar Menschen träumen, deren Tage und Nächte sonst traumlos bleiben. „*Zwischen zwei Träumen*“ von Selim Özdoğan ist eine komplexe (auch umfangreiche) Suchwanderung. Dieses Märchen handelt von denjenigen, die Träume herstellen, in Flaschen füllen und verkaufen. Manche davon legal in Traumatheken, andere illegal an der Straßenecke. In dieser Welt saugt ein Rüssel nachts die Träume der begabten Träumer ab, die Traumfirma löst sie in einer Flüssigkeit auf, welche die Konsumenten sich dann in die Augen tropfen – wie Drogen. Träumer zu werden ist genauso ein Traumjob wie Musiker oder DJ: Man wird berühmt und reist um die ganze Welt. Nester und seine Freunde bewohnen den Teil dieser Welt, in dem es nur um Kunst und Träume geht: Zel ist DJ, Tedischa Nachwuchsträumerin, Rahel und Eliah schreiben unabhängig voneinander ein Programm, das Musik komponiert. Nester wird oft zum Vorträumen eingeladen, doch nie gelingt ihm der Durchbruch. Dafür aber seiner besten Freundin Tedischa. Beide verbinden sich

miteinander oft in ihren gemeinsamen Träumen und können dabei die Gedanken des anderen teilen. Doch diese Welt ist eine gefährliche Welt. Die Menschen laufen fremden Träumen hinterher, statt ihren eigenen. Träume mit anderen zu teilen ist schön und verbindet, aber es isoliert den Einzelnen von sich selbst. Elia, der niemals schläft, niemals träumt und bei dem die Tropfen nicht wirken, hat unendlich viel Zeit, sehr viele Künste zu lernen und seine Träume wahr zu machen. Vieles in diesem Märchen erinnert an den Verlauf von Computerspielen. Nester und seine Freunde befinden sich ständig auf der Suche nach irgendetwas oder irgendjemandem, z.B. nach der Lösung des Rätsels, warum manche Leute nicht mehr aus ihren getropften Träumen aufwachen und wie und warum es letztlich gelingt, menschliche Träume in Flaschen abzufüllen. Und auch dahinter steckt ein Traum... Sie verfolgen Hinweise, treffen Helfer, gelangen an exotische Orte und von einer Ebene der Wirklichkeit zur anderen (zum Beispiel über einen geheimen Zugang im Waschkeller), müssen symbolische Botschaften entschlüsseln und Artefakte anzuwenden lernen. Sobald eine Aufgabe gelöst ist, beginnt die nächste – man weiß nicht, wie man an diesen neuen Ort gekommen ist. Um die versteckten Botschaften des Autors zu verstehen, hilft dem Leser zweierlei. Erstens dieser Schlüsselsatz: „Der Traum ist eine gespiegelte Welt. Wenn ich hier hin falle und mir das Knie aufschlage, führt das dazu, dass ich Schmerz spüre, aber im Traum ist der Schmerz zuerst da. Du fühlst den Schmerz und deshalb erfindest du Bilder, um ihn zu begründen.“ Und zweitens geben auch die Namen der Personen einen Hinweis auf ihre Funktion. Nester steht für „NES (Nintendo Entertainment System) Emulator for Windows“ und ist eine Comic-Figur aus der Zeitschrift „Nintendo Power“, die für neue Spiele wirbt, oft in Form von Traumsequenzen, in denen Nester Teil des Videospieles ist. Sein Name steht auch für den Preis für das beste Nintendo-Spiel des

Jahres. Mit der Zeit wurde Nester auch tatsächlich als Figur in einigen Spielen eingebaut und führt den Spieler durch diese Traumwelt. Die Namensähnlichkeit mit Nestor, einem der Argonauten aus der griechischen Mythologie, entstand sicher nicht zufällig. In der Iliade gibt der ältere Nestor den Ratgeber. Andere Personen tragen biblische Namen. Und Mister No – eine Figur eines italienischen Comics – spielt auch hier den dubiosen Rücksichtslosen.

„*The Homeward Bounders*“ von Diana Wynne Jones spielt ebenfalls in virtuellen Welten. Wie fühlt es sich an, in einem Computerspiel gefangen zu sein, als Random Factor dazu verdammt, durch die verschiedenen Spiele zu wandern, ohne selbst mitspielen zu dürfen? Nur getrieben von der Hoffnung, irgendwann nach Hause zurückzukehren in sein richtiges, wahres Leben. So sind die Regeln, sagen die Spieler. Was aber, wenn es gar keine Regeln gibt? Nur Prinzipien und Naturgesetze? Wenn das Spiel gar kein Spiel ist? Der zwölfjährige Jamie aus dem 19. Jahrhundert war mehr als hundert Jahre lang unterwegs von einer Welt zur anderen, bis er in den 1980er Jahren wieder in seine – unsere! – Welt zurückkehrt. Doch inzwischen ist seine Familie längst gestorben. Und nun? Erklärt er den Spielern den Krieg! Unterstützt wird er dabei von all den anderen Homeward Bounders, zu denen auch berühmte Gestalten gehören wie der Fliegende Holländer zu Schiff, Ahasverus der Ewige Jude zu Fuß und Prometheus der Titan, an einen Felsen gekettet. Jamie befindet sich also in einer alten Tradition und beschreibt uns in treffenden, zynischen Worten, wie man sich als ewiger Wanderer fühlt. Hier einige Kostproben seiner Weisheiten: „Things wear out, especially feelings.“ „That’s the trouble with misery or cold. It absorbs you.“

Nach diesem magischen, tiefsinnigen Buch begann ich die *Chrestomanci*-Reihe derselben Autorin. Die ersten beiden

Bände „*Charmed Life*“ und „*The Lives of Christopher Chant*“ haben mir viele Winterabende durch ein Schmunzeln erhellt. Liebenswerte Menschen kämpfen für Recht und Ordnung in einer Welt, in der so schrecklich vieles möglich ist, da die Meisten Magie beherrschen und die Reise in Parallelwelten weitere Möglichkeiten eröffnet, besonders für Bösewichte. Hauptperson des ersten Bandes ist Cat, dessen ältere Schwester Gwendolen bei den falschen Leuten ihre Magie gelernt hat und deren Schabernack immer gefährlicher wird. Chrestomanci, der dafür verantwortlich ist, den Missbrauch von Magie zu verhindern, beißt sich an ihr beinahe die Zähne aus und in ihrem Trotz gefährdet Gwendolen alle Welten. Der zweite Band erzählt die Vorgeschichte des ersten, nämlich wie Christopher Chant zum Chrestomanci wurde und wie er sieben seiner neun Leben verlor. Beide Geschichten warten mit einigen Rätseln und Überraschungen auf, begeistern den Leser aber auch durch sein Personal, wildromantische Landschaften und gemütliche Wohnräume, sowie durch trockene, treffende Formulierungen wie „A runaway Goddess just about put the lid on his troubles“. Aber lesen Sie doch selbst, was es mit der davon gelaufenen Göttin auf sich hat. ☺

Doch zurück in die Wirklichkeit: Ja, die Liebe existiert. „*Tapas zum Abendbrot* –

Wie man eine internationale Beziehung (über)lebt“ von Nicole Basel und Marike Frick behandelt authentisch, persönlich und unterhaltsam Multikulti-Beziehungen und -Ehen. Von Liebe, die ungeplant entstand und viele Widerstände und Schwierigkeiten überwand. Erzählt werden die Erlebnisse von einem Dutzend internationaler Paare, innerhalb Europas und darüber hinaus, über Unterschiede in Hautfarbe und Religion. Während die Liebesgeschichten an sich schon fesseln, mischen die Autorinnen noch Fakten und Experteninterviews dazwischen. So werden Themen behandelt wie die interkulturelle Kommunikation und mögliche Missverständnisse, aber vor allem auch, wie man sie erkennt und löst. Wir lernen einige Kulturen kennen und deren Einstellung zu Liebe und Familie. Es geht auch um Gesetze, Formulare, Behörden und wie man mit diesen umgeht, insbesondere auch mit dem Verdacht einer Scheinehe. Hierbei erfahren wir nicht nur die Sicht der Frischverliebten, sondern auch die ihrer Freunde, Eltern und Verwandten. Auch wenn ich persönlich gerade keinen Anwendungsfall für die enthaltenen Tipps habe, halte ich das Buch doch für einen nützlichen Ratgeber. Und auf jeden Fall unterhaltsame Lektüre, die auf interkulturelle Themen wunderbar sensibilisiert.

Andrea Herrmann

Eine außergewöhnliche Begegnung

Vor einigen Jahren verschlug es mich auf einer meiner vielen berufsbedingten Fahrten als Fotografin nach Österreich. Diese ließ sich mit ein paar Tagen Urlaub verbinden. Ich war von einem Verlag beauftragt, Aufnahmen für einen Bildband zu machen. Da man mir freie Hand in der Wahl der Orte und Gegenden ließ, fuhr ich bekannte, aber auch weniger bekannte an. Dabei hörte ich durch Zufall von einem Bergdorf, in dem einige Künstler leben sollten. Da ich schon etliche Filme vollgeknipst hatte und einen Tag Pause einlegen wollte, beschloss ich, mir den Ort näher anzusehen.

Die Straße, die in das Tal führte, in dem das Dorf liegen sollte, hatte auch schon bessere Tage gesehen. Aber davon ließ ich mich erst einmal nicht abschrecken, schließlich hatte ich schon ganz andere Sachen überlebt. Etwas durchgerüttelt gelangte ich nach etwa zehn Minuten in den ersten Ort, der gerade mal aus fünfzehn Häusern bestand. Keine Menschenseele war zu sehen, nur einige Kühe, die abseits der Straße in einer Wiese lagen und mich gelangweilt beobachteten. Ich setzte meine Fahrt fort, um vielleicht im nächsten Ort auf zweibeinige Kreaturen zu stoßen. Aber auch dort erwartete mich ein ähnliches Bild. Es gab zwar ein paar Häuser mehr, doch stand ich wieder vor verschlossenen Türen, und weit und breit war keiner zu sehen. Merkwürdig! Sogar das Gasthaus am Marktplatz war verwaist. An seiner großen, alten, verzierten Holztür hing ein Schild mit der Aufschrift: „Heute Ruhetag.“

Ich fand noch einige kleinere Geschäfte, die ebenfalls geschlossen waren. Ich machte einige Aufnahmen von den saftigen Wiesen, die in voller Blüte standen, und einem kleinen Fluss, der am Fuße der gegenüber liegenden Berge in der jetzt schon warmen Mittagsonne funkelte. Nach meinem Rundgang begab ich mich wieder

auf die Straße in Ungewisse. Weit konnte es ja nun nicht mehr bis zu dem Künstlerdorf sein. Bei offenem Verdeck, leichtem Wind in den Haaren und einigen Kilometern bergauf stand ich unvermittelt am Rand des Dorfes.

Ich stellte meinen Wagen auf einem freien Parkplatz ab und ging zu Fuß weiter. Der ganze Ort war festlich geschmückt. An den Hauswänden hingen bunte Fahnen, und Blumengirlanden umsäumten den Brunnen auf dem Dorfplatz. In farbenfrohe Trachten gekleidete Menschen rundeten das Bild ab. Hier waren sie also alle abgeblieben! Die Künstler hatten ihre Werkstätten geöffnet, in denen jeder Besucher auch selbst Hand anlegen konnte. Zum Beispiel beim Schnitzer Hofer, der gerade einigen Kindern zeigte, wie aus einem Stück Holz ein Tier entsteht. Oder in dem Töpferladen von Frau Greiß, wo ein Tonklumpen auf einer Töpferscheibe seine Runden drehte und zu einem Krug wurde.

Meine Kamera bekam keine Ruhepause, immer wieder gab es etwas Neues zu entdecken. Am Brunnen hatten sich zwei Maler mit ihren Staffeleien aufgestellt, denen man beim Malen über die Schultern sehen durfte. Für das leibliche Wohl war bestens gesorgt. Vor dem Wirtshaus standen Tische und Bänke, ein Grill war aufgebaut, wo der Koch Steaks und Würstchen brutzelte. Die Frauen hatten Kuchen gebacken, die sie auf langen, mit weißen Tüchern gedeckten Tischen anboten. Da konnte ich gar nicht widerstehen, denn ich liebe Kuchen. Leider schaffte ich nur drei Stücke, ließ mir aber noch einen Teller zurückstellen. Einige Einheimische hatten mir gerne mehr über ihr Dorf erzählt. Eine alte Frau legte mir ans Herz, mir auch das Atelier auf dem Berg anzusehen. Es war ein altes Holzhaus, das oberhalb des Ortes am Berghang stand. Es schien als habe es ein wachendes Auge auf die Menschen, die

hier lebten. Nur ein schmaler Fußweg schlängelte sich durch die Wiesen hinauf. Es sei das Atelier eines kauzigen Bildhauers, sagte man mir.

Ich beschloss, mich auch dort umzusehen. Nur gut, dass ich meine Wanderschuhe angezogen hatte, denn der Pfad hinauf erwies sich als sehr steinig. Oben angekommen begrüßte mich ein älteres Ehepaar, das auf der Bank vor dem Haus saß: „Gehen Sie nur hinein und sehen sich um. Der Meister kehrt bald zurück.“ Ich betrat das Haus, über dessen Eingang die Ziffern 1878 geschnitzt waren. Drinnen roch es etwas muffig. Ich setzte meine Sonnenbrille ab. Einige der Holzdielen knarrten unter meinen Füßen. An den Wänden hingen und auf dem Boden standen überall Bilder und Skulpturen aus den verschiedensten Materialien, bemalt, aus Holz geschnitzt oder aus Stein gehauen. Trotzdem wirkten sie federleicht. Ich betastete einen steinernen Eisvogel aus grüner Jade, der auf einem Sims hockte und die winzigen Flügel ausgebreitet hatte als würde er im nächsten Augenblick abheben. Seine winzigen Federn sträubten sich im Wind. Ein kniehoher Kastanienbaum trug stecknadelkopfgroße stachelige Früchte und fünffingrige Blätter hauchdünn wie Pailletten. Er war aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt. Die halb geöffneten Krokusse aus gelbem Bernstein schimmerten in einem Lichtstrahl wie lebendige Blumen im Morgentau.

Ich fühlte mich als sei ich in eine Traumwelt geraten. Nur das leise Stimmengemurmel des Ehepaares von draußen verband mich noch mit der echten Welt. Ich ging weiter. Alle Zimmer standen offen. Sie waren nur mit dem Nötigsten ausgestattet. Ich dachte, hier schien nichts zu unserem Jahrhundert zu gehören, die Zeit schien stehen geblieben zu sein. Vielleicht gab es hier nicht einmal Strom und Telefon? Ich betrat ein größeres Zimmer, das von der Nachmittagssonne durchflutet Einblick in den Schaffensprozess des Künstlers gab.

Überall lagen Kunstwerke in verschiedenen Bearbeitungsstadien, kieselkleine Steine in verschiedenen Farben, kistengroße Sandsteinblöcke und mehrere Holzklötze. Auf einem abgenutzten Holztisch befanden sich Werkzeuge, die ich noch nie gesehen hatte. Zeichnungen, Skizzen, Farben und Pinsel lagen auf der Bank vor einem alten grünen Kachelofen. An einer Wand lehnten mehrere Ölgemälde mit Motiven der Gegend, während die Staffelei am Fenster auf Arbeit wartete. Feiner Schleifstaub und ein Haufen Holzspäne waren grob in eine Ecke gekehrt. Ein Stuhl, dessen frühere Farbe und Lackierung man nur noch erahnen konnte, stand wie ein Kunstwerk in der Stube.

Dieser Raum war der Alptraum jeder guten Hausfrau, aber gerade deswegen schwebte über diesem Stilleben ein Hauch von Dynamik und Genialität. Der Künstler schien nur kurz den Raum verlassen zu haben, seine Werke warteten auf ihn, um von liebender Hand vollendet zu werden. In einem Holzblock zeigte sich schon schemenhaft der Umriss eines Gesichts, als wolle hier jemand geboren werden. Ein Bernstein lag auf einem Blatt Papier, das bereits seine zukünftige Form als Rehkitz skizzierte und ein grauer Sandstein formte einen Brunnen, aus dem oben ein noch roher Regen hervor sprudelte, dem offensichtlich der letzte Schliff fehlte, damit aus totem Stein lebensspendendes Wasser wurde.

Der Raum hatte drei Fenster in verschiedene Himmelsrichtungen. Ich trat an dasjenige, das mir einen weiten Blick über die gegenüber liegenden Berge und das Dorf unten schenkte. Was für eine schlichte Welt, und doch entstanden hier komplexe Kunstwerke, welche die Schönheit des Universums einfingen.

Ganz in Gedanken versunken bemerkte ich nicht, dass ich mich nicht mehr allein im Raum befand. Durch ein Räuspern aufgeschreckt drehte ich mich um und erblickte auf der Bank vor dem Ofen einen Mann mit einem Block, der offensichtlich zeichnete. „Bitte bleiben Sie so stehen“,

bat er mit dunkler Stimme. Etwas verwirrt befolgte ich seine Anweisung. Konzentriert, aber mit schnellen Strichen und einem gelegentlichen „Nicht bewegen“ oder „Den Kopf bitte etwas neigen“ entstanden in kürzester Zeit mehrere Skizzen, wie ich befürchtete von mir.

Aus den Augenwinkeln heraus versuchte ich mir ein Bild von ihm zu machen. Da er saß, konnte ich seine Größe schlecht schätzen. Die grauen Haare wurden von einer Kappe nicht ganz bedeckt. Seine wachen dunklen Augen bewegten sich flink zwischen mir und dem Block hin und her. Ein grob gestrickter, dunkelblauer Pullover hing zipfelig über einer bekleckten braunen Cordhose, die mit ausgetretenen Holzschuhen das Gesamtbild abrundete. Bei seinem Alter war ich etwas ratlos, würde ihn zwischen fünfzig und sechzig schätzen. Alles in allem eine besondere Erscheinung, deren nachlässiges Äußeres verwirrend kontrastierte mit den sorgfältig ausgearbeiteten Kunstwerken. Als sein Blick über meine nackten Arme glitt, entstand eine Gänsehaut als würde er mich sacht streicheln. Seine Hände wussten was sie taten.

Hoffentlich wurde er bald fertig, denn mein Rücken und meine Füße schmerzten vom Stillstehen. Er bemerkte meine zunehmende Unruhe und entließ mich mit den Worten: „Ja, ja, ich weiß, Modellstehen ist anstrengend, wenn man es nicht gewohnt ist.“ Er grinste mich an, stand auf und ließ mich sprachlos im Zimmer zurück.

„Das hat man letztendlich von seiner Freundlichkeit und muss sich obendrein noch verspotten lassen“, dachte ich leicht irritiert. Noch nie zuvor war mir so ein Mann begegnet. Da er nicht wieder auftauchte, verabschiedete ich mich von dem alten Paar, ging zurück auf den Dorfplatz, wo schon das Aufräumen begonnen hatte. Ich bezahlte meinen zurückgestellten Kuchen und trank noch eine letzte Tasse Kaffee, bedankte mich für die Freundlichkeit und verabschiedete mich.

Beeindruckt von diesen Erlebnissen, aber auch müde machte ich mich auf die Heimfahrt. Erst spät in der Nacht kam ich zu Hause an und wollte nur noch ins Bett und schlafen. Aber das gelang nicht, denn die Eindrücke des vergangenen Tages surrten in meinem Kopf herum.

Am nächsten Morgen erwachte ich aus einem Traum, der mich aufgewühlt in die Federn zurück sinken ließ. Die Gedanken an sein spitzbübisches Lächeln, das Zwinkern in meine Richtung, seine nur auf mich gerichteten Blicke, jede Regung hatte ich aufgesogen und eingeschlossen. Diese flüchtigen Momente in seiner Behausung ließen mich nicht mehr los.

Ein paar Monate später folgte ich der Einladung einer befreundeten Künstlerin zu ihrer Ausstellung. Etwas Ablenkung würde mir sicher gut tun. Lisa empfing mich am Eingang der Galerie mit einem Glas Prosecco. Sie hakte sich bei mir ein mit den Worten: „Ich freue mich, dass du es einrichten kannst. Du wirst es nicht bereuen.“ Was auch immer das heißen sollte. Einige Exponate sprachen mich an, mit anderen konnte ich gar nichts anfangen. Seltsam war, dass mich einige Besucher anstarrten, anlächelten oder sogar beglückwünschten. Ich stieß Lisa in die Seite und fragte: „Was soll das bedeuten?“ Sie tat geheimnisvoll und führte mich zu einem Bild ganz hinten im Raum. Sprachlos blickte ich auf das Gemälde. Jetzt verstand ich die Besucher. Der Maler hatte mich gut getroffen und die Stimmung des späten Nachmittags beeindruckend eingefangen. Man schien sogar meine Gedanken auf meinem Gesicht lesen zu können. Die über seine Hände und die über das Universum. Ich war zurück in dieser Stube, mit ihm und der kurzen Begegnung, die ich bis heute nicht vergessen konnte.

„Habe ich dir zu viel versprochen?“ fragte mich Lisa. „Ich kann immer noch nicht glauben, dass du mir nichts erzählt hast. Ich entdeckte dieses Bild von dir auf einer Ausstellung. Ich sprach den Künstler darauf an. Er erzählte mir die Geschichte seiner Entstehung und wie sehr ihn der nachdenkliche Ausdruck deines Gesichts

und die ganze Begegnung faszinierte.“
„Das beruht auf Gegenseitigkeit“,
antwortete ich. Lisa lächelte schelmisch.
„Dann hast du sicher nichts einzuwenden,
dass ich ihn heute auch eingeladen habe?“
Mir wurde schlagartig anders. Ich drehte
mich um, versuchte ihn zu erspähen, denn
er stach bestimmt aus der Menge heraus.
Er lehnte lässig an einem Pfeiler mitten im
Ausstellungsraum, grinste mich an und
deutete auf sein Bild. Er wusste genau, wie
er mich aus der Fassung bringen konnte,
wie damals in seinem Haus. Er trug
übrigens keine Holzschuhe und Cordhosen,
sondern einen grauen Anzug mit einem
hellgrünen Hemd. Lisa nahm meinen Arm,
drei Gläser Prosecco von einem Stehtisch
und zog mich zu ihm. „Jetzt stoßen wir erst
einmal auf die gelungene Zusammen-

führung des Künstlers mit seiner Muse an.
Alles Weitere bleibt euch überlassen“,
sagte sie mit einem Zwinkern und überließ
uns unserem Schicksal.

Angelika Schranz

*geb. am 15.01.1955 in Marburg an der
Lahn, wo ich auch heute noch mit meiner
Familie lebe. Ich schreibe Lyrik, Prosa
und Kindergeschichten. Mehrere
Veröffentlichungen im Epla-Verlag, in der
Bibliothek deutschsprachiger Gedichte,
Frankfurter Bibliothek Brentano
Gesellschaft, in verschiedenen
Anthologien, zuletzt in der Lyrik-Bibliothek
Literareon, im Czernik-Verlag Lyrik heute
und in der Zeitschrift Veilchen.*

Als sie fünfzehn Jahre alt war

Als sie vier Jahre alt war, wollte sie
Batman, Lothar Matthäus und den Jungen
aus der Wohnung gegenüber heiraten.
Monogamie war ihr damals noch kein
Begriff.

Mit fünf Jahren beschloss sie, Christoph
mit der Nagelschere die Haare zu
schneiden. Nach ungefähr dem halben
Kopf hatte sie keine Lust mehr und gab
auf.

Jetzt war sie neunzehn und ihre Eltern
ließen sich scheiden. Sie saß in einem
McDonald's Café in der Innenstadt und
schrieb an ihrem ersten Roman mit dem
Titel *Brennender Biss der Begierde*:
„Soraya stockte der Atem. ‚Du bist was?‘
Jason verzog seine wohlgeformten,
bleichen Lippen zu einem traurigen
Lächeln, sodass seine spitzen, weißen
Zähne hervor blitzten. ‚Ich bin ein
Geschöpf der Dunkelheit, meine
unschuldige Soraya.‘“

Zufrieden lehnte sie sich auf der Couch
zurück und las sich nochmal durch, was sie
bisher geschrieben hatte. In ihrem Kopf

klang es gar nicht schlecht, aber vielleicht
sollte Jason noch irgendwie seine Zunge
zeigen, das hatte sowas Erotisches...

Ein Grunzen und der Typ, der seit einer
halben Stunde neben ihr auf dem Sofa
gedöst hatte, hob gähnend den Kopf.
Eigentlich fand sie ja Leute, die
Nickerchen bei *McDonald's* machen, so
ein bisschen seltsam, aber der Kerl hatte
sie an Christoph erinnert – und sie hatte
sich zu ihm gesetzt.

Verschlafen blinzelte er zu ihr hoch und
runzelte die Stirn. Schnell wandte sie sich
wieder ab, um weiter in ihren Laptop zu
tippen.

„Äh... wie spät is' es?“

Sie räusperte sich und rutschte unbehaglich
auf der Couch herum. „Halb drei.“

„Mhmm.“ Er streckte sich. „Und was
schreibst du da?“

Sie zuckte zusammen – sehr unauf-
dringlich, der Kerl. Damit er nichts von
dem lesen konnte, was sie geschrieben
hatte, drückte sie hastig den Bildschirm
nach unten. „Ein Buch.“

„Oh, Schriftstellerei, hm?“ Der Typ kratzte sich am Kopf. „Hab ich auch mal versucht, aber irgendwie wollte niemand was von mächtigen Roboterkämpfen im Weltall lesen. Diese scheiß Literaturnobs!“ Er rümpfte die Nase und grinste, so dass eine kleine Lücke zwischen seinen Vorderzähnen sichtbar wurde.

„Ja, ich dachte, ich sollte es einfach mal probieren...“

Mit dreizehn Jahren wollte sie Vampirjägerin wie *Buffy* werden, während Christoph auf bescheidene Art den Literaturnobelpreis anstrebte.

„Lass mich raten – du bist gerade mit der Schule fertig und hast keine Ahnung, was du jetzt machen sollst?“

Sie zuckte halbherzig die Achseln.

„Naja, aus meiner Erfahrung kann ich dir nur eins raten: Egal wie verzweifelt du bist, fang am Ende nicht einfach an, Jura zu studieren. Das hat noch keinem was geholfen.“ Sie lachte, aber als ihr Blick auf den Laptop fiel, musste sie seufzen.

„Ich hab echt keine Ahnung. Ich meine – alle erwarten was von einem – auch wenn sie’s nicht sagen, man *weiß* ja, dass sie was erwarten.“

Es war sehr viel einfacher, mit einem Fremden zu sprechen als mit denen, die Bescheid wussten.

Verlegen warf sie ihm einen Seitenblick zu, aber er sah sie gar nicht an, starrte nur so auf den Tisch hinunter und hörte vielleicht auch gar nicht zu. Sie wurde rot.

Um es besser oder vielleicht auch, um es verdammt nochmal schlimmer zu machen, redete sie weiter, lauter jetzt: „Manchmal denk ich, es wär so cool, einfach abzuhaufen und von vorn anzufangen, wo einer keiner kennt. So gar keine Vergangenheit haben.“

Bei ihren letzten Worten hob er plötzlich den Kopf und ein Lächeln zuckte um seine Lippen. „Ja, vielleicht wär das gut... Ich denk nur immer: Am Ende sind wir eh alle tot. Also was soll’s?“

Da sie nichts erwiderte, biss er sich auf die Lippen und fuhr fort: „Aber ich denk – selbst wenn du jetzt abhaust, kannst du

eigentlich nichts hinter dir lassen. Und du wärst da ganz allein, oder?“

Sie blieb stumm, den Blick weiter nach unten gerichtet. Dann hob sie geistesabwesend eine Hand und ließ sie langsam über ihren Kopf streichen, als gehörte sie nicht zu ihr.

Er ist nicht da.

Sie steht auf und geht. Sie redet. Sie schweigt. Sie legt sich hin. Sie schweigt. Sie träumt.

Sie schreit.

Er ist nicht da.

„Hey, magst du einen Kaffee? Ich glaub, für einen kleinen Cappuccino hätte ich noch genügend Geld. Hast du eigentlich einen Freund?“

Da sah sie auf und musste lachen.

Eine Dreiviertelstunde später stand sie an der S-Bahn und wartete auf ihren Zug. Als sie klein war, hatte sie furchtbar Angst vor dem Schacht gehabt. Oft plagten sie Alpträume: Der Boden senkte sich ab, und so sehr sie sich auch festklammerte, jedes Mal stürzte sie in den Abgrund hinab. Das hatte sich geändert – jetzt stand sie immer ein bisschen zu nah am Graben. Sie musste da runter in die Tiefe gucken und sich vorstellen, wie es sich anfühle.

„Aufgepasst, die Bahn fährt gleich ein!“

Eine ältere Dame zog mit mahnendem Blick an ihrem Ärmel und widerstrebend trat sie ein paar Schritte zurück. Bei ihr war immer irgendwer, der auf sie achtete. Sie war noch nie so allein gewesen.

Als sie fünfzehn Jahre alt war, sprang ihr Bruder vor einen einfahrenden Zug.

Auf einmal hatte sie wieder Tränen in den Augen, diese *scheiß Wut* immer – abrupt drehte sie sich weg und lief den Bahnsteig runter zu einer leeren Bank und vergrub das Gesicht in den Händen, die Arme auf den Knien abgestützt. Wenn sie jetzt bloß keiner ansprach, *wehe!*...

Sie kleines, verlogenes Ding. Sie scheiß Versagerin.

An ihrem ersten Schultag im Gymnasium hatte sie sich im Schulhaus verlaufen und immer verzweifelter den Musiksaal gesucht. Auf der Haupttreppe begegnete ihr zufällig Christoph und sie wischte sich

schnell die Tränen ab und erzählte ihm, was los war. Christoph nahm sie bei der Hand – es hatte sie damals schon lange keiner mehr bei der Hand genommen, aber in dem Moment war es mehr als in Ordnung – und führte sie zum Musiksaal. Bevor er sie in den Raum schob und die ganze Klasse beeindruckt zu ihrem großen Bruder aufblickte – oh ja, sie hatte einen coolen großen Bruder! – strich er ihr noch einmal liebevoll mit der Hand über den Kopf.

Sie hörte auf zu weinen und atmete einmal tief durch – weil sie einen Bruder hatte, immer.

Mirjam Bley

Geboren 1990 in München. April-Juni 2009 Schreibworkshop am Münchner Literaturhaus mit öffentlicher Abschlusslesung. 2010 Abitur am Städtischen St.-Anna-Gymnasium München. August 2010-Mai 2011 Europäischer Freiwilligendienst in Belfast, Nordirland. Seit Oktober 2011 Psychologiestudium an der Ludwig-Maximilian-Universität München. Keine bisherigen Veröffentlichungen.

Briefwechsel

Mein geliebtes Schwesterchen, liebe Rike!

Jetzt hast Du Dich schon so lange nicht bei mir gemeldet, weder brieflich noch auf meinem Handy und auf Festnetz auch nicht, daß ich mir Gedanken mache über Dich. Weißt Du, wie lange ich von Dir keine Nachricht erhalten habe? Mehr als ein Jahr nicht. Das erscheint mir eine Ewigkeit, denn Du besitzt ein Handy, meine Nummer habe ich Dir mitgeteilt. Außerdem hast Du eine E-Mail-Adresse, soviel ich weiß – ich muß bei meinen Kontakten nachsehen – jedenfalls habe ich Dir ein paar Mails gesendet, von meinem Festnetz habe ich Dich angerufen, die meinige Telefonnummer hast Du Dir bei Deinem letzten Besuch notiert. Es meldet sich immer dieselbe weibliche Stimme: „Rike Ehrenbach ist nicht erreichbar, wenn Sie eine Nachricht hinterlassen wollen, sprechen Sie nach den zwei Piepstönen“. Das habe ich gemacht. Gibt es einen Grund, sich Sorgen zu machen um Dich, daß es Dir nicht gut geht?

Gewiß, bei deinem letzten Besuch war ich schlecht aufgelegt. Wir haben uns

gestritten, keiner gab nach, obwohl es um nichts ging – Du warst und bist der festen Meinung, daß Latein eine tote Sprache ist, weil Du diese Sprache während Deiner Schulzeit nicht mochtest, auch Englisch nicht, nur Literatur im Allgemeinen, Naturgeschichte, Malerei und klassische Musik. Ja richtig, wegen dem Peter Handke waren wir verschiedener Meinung, weil ich mich kritisch über ihn geäußert habe. Da warst Du richtig böse auf mich und meintest, ich sei ja nur neidisch auf ihn.

Außerdem hat es mich verdrossen, weil Du drei Texte von mir, die in mehreren Anthologien in Deutschland veröffentlicht worden sind, die ich Dir vorgelesen habe, in ihre Bestandteile zerlegt und mir eine abbauende Kritik hast zukommen lassen. Ich dachte fast, Du liebst mich nicht, aber dann habe ich darüber gelächelt.

Es könnte auch sein, daß Du Dich absichtlich nicht meldest, weil Du glaubst, ich bin ein Streithansel, unverträglich, rechthaberisch, störrisch, und Du froh bist, mich nicht alle Tage sehen zu müssen und Du vorübergehend keinen Kontakt mit mir

wünschst. Das würde mich aber sehr kränken, denn es kann sein, daß Du einen falschen Eindruck von meinem Wesen hast. Ich bin eigentlich kein streitsüchtiger Mensch, aber sehr empfindlich und sensibel. Noch was hat mir weh getan bei deinem letzten Besuch: Du weißt, ich spiele gerne Klavier und ich hätte wie Du bei mir mit Freund in meiner Wohnung warst, Dir gerne was vorgespielt am Klavier. Aber du hattest kein Bedürfnis, etwas von mir zu hören, egal aus welcher Zeit. Dein Freund Manfred hatte seine Gitarre bei sich und zupfte darauf unterschiedliche Musik, einmal einen Blues, dann ein paar Lieder von Wolfgang Ambros, und sang besonders das Lied von der Septembermelancholie. Sonderbar, dabei kamen mir die Tränen.

Vielleicht lag diese Spannung zwischen uns an mir selber, weil ich eiferte und Dir nicht Recht gab. Ich war da bestimmt in einer schlechten Verfassung, verzeih mir bitte. Manchmal bin ich so unerträglich, daß jede Frau sich von mir abwendet und froh ist, nicht mit mir verheiratet zu sein.

Bitte antworte mir so bald als möglich. Wir sollten uns wieder vertragen, Schwesterchen Rike.

Ein paar liebe Schmäitze, dein Bruderherz
Reinhard

Nach ein paar Wochen kommt die briefliche Antwort seiner Schwester mit folgendem Inhalt:

Lieber Reinhard

Danke für deinen sorgenvollen Brief. Es gab mehrere Gründe, warum ich Dir nicht geschrieben oder Dich nicht angerufen habe. Bei meinem letzten Besuch hatte ich den Eindruck, Du suchst nur Streit und wolltest überall Recht haben. Du läßt andere Meinungen nicht gelten. Mich wundert es, daß es Deine Freundinnen, die Du hattest, mit Dir so lange ausgehalten haben. Du hattest ja Frauen, die jahrelang Geduld mit Dir hatten, aber dann hatten sie genug von Dir. Wenn ich denke, wie ruhig

im Vergleich mein Freund der Manfred ist – ich wollte einfach längere Zeit meine Ruhe haben. Du bist viel zu anstrengend und ermüdend für mich, ich ertrage Deine aufbrausende Art nicht. Sieh ein, daß Du uneinsichtig bist und Dich nicht im Zaum halten kannst.

So wie Du Dich benimmst, bist Du nicht gesellschaftsfähig und jeder geht Dir aus dem Weg. Versuche, Dich zu zügeln. Arbeite an Deinen Unzulänglichkeiten, dann komme ich Dich gerne wieder besuchen. So bist Du unmöglich und nicht liebenswert.

Mit mir kann man ja reden. Wenn ich Dich das nächste Mal besuche, dann möchte ich einen ganz anderen Reinhard vorfinden, der brüderliche Wärme zeigt. Bei meinem nächsten Besuch lasse ich den Manfred, meinen Freund, zuhause, sonst eiferst du wieder unnötigerweise und bist dann reichlich ungemütlich. Ich kenne Dein anderes Wesen recht gut. Du kannst sehr nett sein, wenn Du willst. Aber wehe, jemand tritt Dir zu nahe und kann mit Dir nicht umgehen, dann ist es mit Dir nicht auszuhalten. Gut, diese lange Zeit von einem Jahr ohne jeglichen Kontakt war etwas zu lange, aber damit wollte ich Dich bestrafen für Deine unausstehliche Art bei meinem letzten Besuch. Ich liebe Dich schon auf meine Art und bin nicht abgeneigt, Dir bei meinem nächsten Besuch bei Dir in deiner Wohnung, wenn Du Klavier spielst, zuzuhören, egal ob es ein Stück aus der Französischen Suite von J.S. Bach ist oder von Robert Stolz ein Lied „Es lebe die Liebe“. Ich höre beides gerne. Du weißt ja, ich bin eine Beethovenanhängerin und in Literatur ziehe ich nach wie vor den Dostojewsky und den Jean Paul Sartre den anderen vor, aber über Peter Handke lasse ich nichts kommen. Du bist ja nur neidisch auf ihn. Wie das Deine bisherigen Freundinnen mit Dir ausgehalten haben, wenn auch nur ein Jahr lang, ist mir ein Rätsel. Warst Du nicht ein- oder zweimal verlobt, aber daraus ist nichts geworden, Reinhard? Ich hasse diese Elektronik, das macht süchtig, aber manchmal ist sie ganz gut zu

gebrauchen. Der Manfred hat mir die Google-Mail-Adresse eingerichtet. Ich werde Dir ein, zwei Mails an deine Chelloadresse schreiben. Du hast ja eine Chelloadresse, ich habe sie mir aufgeschrieben. Versprich mir, daß Du Dich friedlich und ruhig verhältst, wenn ich zu Dir komme. Wann ich Dich besuche, darüber gebe ich Dir per Mail Bescheid. Dann fahre ich mit meinem Auto zu Dir nach Wien.

Vielleicht nehme ich dann die Liesi, meine langjährige Freundin aus meiner Jugendzeit mit. Aber ich bin nicht gut zu sprechen auf sie. Wir haben uns auseinandergelebt. Das waren noch Zeiten, wie ich mit ihr noch zu zweit Theater gespielt habe mit fiktiven Figuren. Das ist vorbei.

Glaube nicht, Du bist was Besseres. Wir sind alle Menschen mit verschiedenem Geist und Talent. Sei nicht größenwahnsinnig. Es können nicht immer alle für dich da sein wie du das gerne hättest. Wenn ich Zeit habe, komme ich zu Dir, Dich zu besuchen. Ich glaube, wir werden uns in Zukunft besser verstehen.

Ein schwesterliches Bussi von deiner Rike

Eine Woche danach bekommt Rike wieder ein Schreiben, diesmal aber keine Litanei mehr.

Liebes Schwesterchen,

Du hast mir im letzten Brief die Leviten gelesen – mit Recht. Ich werde mich bemühen, mich im Zaum zu halten und an mir arbeiten, damit ich gesellschaftsfähig bin. Ich freue mich auf Deinen nächsten Besuch und werde ganz ruhig und brav sein und den Peter Handke nicht erwähnen. Wir können uns ja über andere Dichter unterhalten wie Knut Hamsun oder Hemingway – „Wem die Stunde schlägt“. Also auf einen friedlichen Besuch freut sich Dein Dich liebender Bruder Reinhard. Bleibe gesund und fahre vorsichtig und nicht zu schnell auf der Autobahn, damit Dir nichts passiert. Es gibt so viele Raser hier bei uns und bei euch auch.

Ein liebes Bussi von Deinem Bruderherz Reinhard

Thilo Bachmann

von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachtsgeschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremdsprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. Bevorzugte komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Die Radieschen

Wir haben Radieschen gepflanzt, auf der Terrasse, Richtung Süden. Wo es auch regnet, jeden Tag, fast jeden Tag, manchmal Katzen und Hunde, manchmal Bindfäden, Fissel oder jungen Spuckregen, manchmal Embryonenregen, der noch so jung und klein ist, dass er kaum regnet sondern vielmehr feuchte Luft dampft. Wenn die Sonne aber scheint, scheint die Sonne. So stolz und strahlend steht sie dann am Himmel, als hätte sie nie etwas anderes getan vor dem blauen Unschuldshimmel. Im Osten geht sie auf, hinter dem Bahnhofsgebäude, eine blassgelbe Scheibe auf Rosa, und steigt hoch über die dunkel verkleidete Metallfassade des Bürogebäudes, die nach unten fällt gerundet wie ein Wasserfall, auf die letzte Reihe schmaler Wohnhäuser, dicht aneinander gedrängt wie Menschen, Wärme suchend, hinter den schmalen Gartenstreifen, vor der Betonmauer, die die Gleise säumt. Tags zieht der Himmel, ziehen die Wolken über die Fassade des spiegelglatten Parlamentsgebäudes. Als sei es Teil des Himmels, über dem Horizont. Abends wird die Sonne flach, rotglühend versinkt sie hinter dem Flachdach des Nachbarhauses. Unter dem schrägen Lichteinfall werfen die großen, pelzigen Blätter der Radieschenpflanzen schwarze Schatten.

Ich habe die runden, rosafarbenen Samen jeden einzeln in den erdigen Untergrund gedrückt, während du auf der violetten Couch saßest und die vorbeifahrenden Züge durch deinen Kopf rauschten ohne zu hupen. Ich erinnere mich an das kreischende Hupen, wie Nebelhörner dachte ich, der Züge vor dem Haus am See, unserem Heim für zwei Wochen, an den Waldrand gedrängt, über der schwarzen, glatten Wasserfläche.

Die Radieschensamen habe ich nicht probiert. Ich stelle mir vor: Sie knacken auf den weißen Backenzähnen, aus ihnen springt ein frischgrüner und ein leicht

holziger, süßer Erdgeschmack. Die Radieschen selbst haben süß geschmeckt und saftig, mit einer Prise Pfeffer und einem Hauch von Grün.

Die Erde habe ich auch gekostet. Krümelig und dunkel. Sie hat sich gemischt mit der hellen Süße der Radieschenwurzel. Da saßest du schon nicht mehr auf der Couch und die Züge rauschten nur noch durch meinen Kopf. Es ist ein Seltsames mit den Zügen. Sie fahren einem durch die Brust: von der rechten Schulter durchs Herz und dann wieder heraus durch die linke Schulter. Im Herz bleibt ihr Pfeifen hängen und im Kopf hallt ihr Rauschen nach.

Nach ein paar Wochen Regen und einem Sonnentag sind die ersten Radieschensamen aufgegangen und haben aus der Erde zwei kleine, glattgrüne, herzförmige Blätter hochgepresst. Die späten Blätter sind dann haarig geworden am Stiel und an den unteren Blattrippen. Die Wurzel blieb zunächst länglich und weiß, mit ein wenig Rosa in der Mitte. Erst später hat sie sich kugelförmig verdickt, bis sich dann in meinem Mund ihr süßlich runder Geschmack mit meinem Speichel gemischt hat.

Auch meine Liebe zu dir ist ein kreisrundes, rötliches Gefühl. Es sitzt mir in der Brust und bebzt mit jedem Zug, der vorbei fährt. Dann klingt es nach in meinem Kopf und ich habe Lust zu hupen und zu rufen wie ein Nebelhorn durch diesen ewigen Regen.

Fiona Grau

geboren 1986 in Freiburg im Breisgau. Studium der Philosophie, Literaturwissenschaften und Politikwissenschaften in Tübingen und Paris. Im Europäischen Parlament tätig als wissenschaftliche Mitarbeiterin. Wohnhaft in Brüssel, Belgien. Bisher keine Veröffentlichungen.

Beziehungsweise

Ein paar Tage vor Weihnachten gingen Paola und Georg mit ihren Schlittschuhen auf einen Eislaufplatz in Wien 17. Sie mußten nicht viel Eintritt zahlen, denn heute war's bitter kalt und der kostete nur 3 Euro. Zwei Karten für drei Stunden inklusive Tee mit Zitrone und ein Packerl Mannerschnitten (die guten Haselnuß-schnitten) und Dusche war auch gratis. Die beiden kannten sich von ihrer Studienreise zu den Loireschlössern Blois und Chambord vor zehn Jahren. Sie liefen, was das Zeug hielt, Georg tänzelte der Paola entgegen, sie glitt ihm in die Arme, drehten eine Pirouette. Der Wind pfiiff, jedoch von Kälte spürte das Paar nichts, obwohl minus 10 Grad Celsius angesagt waren. Sie liefen um die Wette, den anderen „Eislauf-künstlern“ immer geschickt ausweichend.

Es waren ja nicht viele gekommen bei diesem frostigen Frühlachmittag; vielleicht noch vier oder fünf andere Läufer/innen, die ihre Füße schon nach zwei Stunden spürten, da sie nicht geübt waren. Nach einer Stunde machten Paola und Georg eine Pause, bekamen mit der Eintrittskarte ihren Tee und ein Packerl Mannerschnitten, das schmeckte ihnen. Sie schlürften den Tee mit Zitrone ganz laut, kicherten und schmatzten dazu die leckeren Mannerschnitten.

Nach etwa zehn Minuten trotteten die beiden wieder zur Eislaufbahn und drehten ihre Runden. Sie übten perfekt das Eislaufen, erzählten einander von früher, waren fröhlich und schwitzten vom Tee und der lustigen Beigymnastik. Nach einer Viertelstunde, Paola und Georg tanzten nach einer Musik aus dem Lautsprecher „Sag mir Bruder, sag mit wann – ich dich wieder sehen kann; wann hast du wieder für mich Zeit...“ Plötzlich sahen sie Doris und ihre Freundin Carla, welche von der Umkleidekabine ganz langsam auf sie zusteuerten, fast perfekt wie Eiskunstläuferinnen. Das sportliche Outfit von Doris gefiel Georg sehr gut. Er winkte Doris und Carla und war beinahe

verlegen, als Doris ihn bei seiner Schulter berührte. „Na, was machst du denn immer so?“ fragte Georg seine alte Bekannte, welche jetzt mit Carla auf dem Eis Achterschleifen drehte. Paola war verwirrt – aber nur innerlich.

Endlich stellte er die Damen einander vor. „Du wirst es nicht glauben, aber ich habe ein Jahr in Paris als Modedesignerin gearbeitet und gut verdient. Vor vier Monaten bin ich wieder nach Wien zurück. Seit drei Monaten und sieben Tagen habe ich mein eigenes Geschäft in der Tuchlauben und habe einige tüchtige Schneiderinnen eingestellt. Es macht mir alles so Freude. Ihr könnt mich mal besuchen. Das Geschäft nennt sich ‚Zur goldenen Schere‘.“

Nun wurde Paola bleich, sie hielt nicht mehr mit Georg Händchen. Carla lächelte Paola an und fuhr aber mit Georg zur Kantine, um sich Handschuhe auszuborgen.

Jetzt waren alle per Du. ‚Doris als Schneidermeisterin‘, dachte Paola, ‚sie gibt nur an‘. Georg tuschelte mit Carla bei der Kantine, dann lachten sie laut und kamen zurück zu den anderen. Paola gab sich nicht geschlagen. Sie schlug etwas vor; zu viert auf dem Eis zu tanzen. Sie gaben sich die Hände und tänzelten in runden Formationen zu einer Musik, welche gut dafür geeignet war: „Wir werden niemals auseinander gehn, wir werden immer zueinander stehn, mag auch der Wind so kalt, ist mal ein Kummer da. Es wird sicher wieder warm und schön“.

Elfriede Camilla Herold

in Wien/ Österreich geboren, arbeitete als Damenschneiderin und ist jetzt im Ruhestand. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien, Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Hemingway

Der Portier betätigte den elektrischen Türöffner. Er hatte nur ein Ohr. Seine Brille saß ihm schräg über der Nase. „Im Penthouse“, sagte er.

„Habt ihr die Hebel und Knöpfe in seinem Kabuff gesehen“, fragte Lebrecht, als ich den Knopf für den obersten Stock drückte.

„Dann werden wir jetzt wohl auch überwacht“, sagte Möller.

„Meckern Sie nicht“, warf ich ein, „hier wohnt man eben exklusiv unter Exklusivitäten. Das braucht umfassende Sicherheitsmaßnahmen.“

„Ganz so sicher ist das anscheinend auch wieder nicht“, kommentierte Möller.

Ein Wachtmeister erwartete uns: „Kommen Sie bitte mit.“

An den Wänden hingen ausgestopfte Köpfe von Rehen, Büffeln, Elchen. Dazwischen präparierte Greifvögel. Am Ende des Flurs lagerte ein Löwenmännchen. Die anderen Räume sahen ähnlich aus. „Wissen Sie schon was“, fragte ich unterwegs.

„Sieht nach Selbstmord aus“, sagte der Wachtmeister. „Schrotgewehr. Durch den Mund. Ziemliche Sauerei...“

In dem Raum hätten vier Mähdrescher gleichzeitig Platz gehabt. Auch hier starrten gläserne Augen ausgestopfter Köpfe ins Leere. Dazwischen Gemälde mit passenden Motiven. Eine Wand war vollständig durch Bücher verdeckt. Angrenzend gut gefüllte Waffenschränke. Schon dass diese Scheiben in den Türen aufwiesen, widersprach geltenden Vorschriften, aber deswegen waren wir nicht gekommen.

Hinter einem ausladenden Schreibtisch, mitsamt Stuhl gut zwei Meter abgerückt, saß der Tote. Mitte 60, breite Schultern, weißes Haar, Geheimratsecken, Knollennase. Kopf und Oberkörper waren über die linke Lehne nach hinten gedrückt. Um den Mund trocknete Blut. Noch war es mehr rot als schwarz. Vom Hinterkopf aus hatte

die Schrotladung Knochen und Hirnmasse über Decke, Wand, Möbel und Teppich gespritzt. Die Waffe lag zu seinen Füßen. Eine Kollegin von der Spurensicherung stellte eben das Nummernkärtchen zurecht. Es war die »4«. Blitzlicht zuckte. Möller und Lebrecht verteilten sich in den anderen Räumen.

„Gewöhnliche Bockdoppelflinte“, sagte die Frau. „Ich bin auch Jäger...“

Ich hockte mich daneben.

„Einfaches Modell“, ergänzte sie. „In den Schränken drüben steht was Besseres. Für die meisten der Büchsen müsste ich ein halbes Jahr arbeiten und hätte noch immer nicht die Wurst aufs Brot.“

„Die können Sie sich dann ja schießen“, sagte ich und richtete mich wieder auf. „War vielleicht seine erste.“

„In den Waffenschränken ist nur eine Halterung frei. Größenmäßig kommt das hin.“

„Soweit ich weiß, dürfen funktionsfähige Waffen auch innerhalb von Privatwohnungen nicht so offen herumstehen.“

„Das ist richtig.“

Beide Augen des Toten waren weit geöffnet und starrten gegen die Decke. Aus dem geborstenen Hinterkopf tropfte es in größeren Abständen immer noch auf den Teppich. Aber die langen Fasern ließen lediglich einen vergleichsweise unscheinbaren Fleck zurück. Es war kein schönes Bild. Wer sich auf diese Weise umbringen will, sollte wenigstens auf den Balkon gehen. Zudem musste es dort oben eine weitläufige Dachterrasse geben.

Lebrecht kam hinzu. „Na“, sagte er, „so möchte ich dann doch nicht rüberspringen...“

Ich trat ein paar Schritte zurück. „Sieht irgendwie seltsam aus, finden Sie nicht...“

„Tja, der Blick wirkt etwas schräg, weil das linke Auge eine Daumenbreite vorsteht...“

„Nein, ich meine, irgendwas ist falsch...“
Lebrecht beugte sich mit konzentriertem Blick vor. Dann zuckte er mit den Schultern. „Ich weiß nicht, Chef... vorne rein, hinten raus. Schusskanal stimmt. Die Waffe liegt auch richtig... Wie bei Hemingway.“
„Sie waren bei ihm in der Küche?“
„Da war mal was im Fernsehen.“
„Ah, dann... Was sagt der Doktor? Wo ist der überhaupt?“
„Noch nicht da. Ich habe angerufen. Steckt im Stau.“
„Wer hat die Polizei informiert?“
„Der Hausarzt. Sitzt nebenan mit der Frau des Toten. Zweite Tür rechts. Sabine Volkmann. Sie hat ihn gefunden.“
„Gut... machen Sie erst mal hier weiter.“
„Geht klar, Chef.“
Ich ging hinüber zur Bücherwand. In der Ecke stand eine Büste Hemingways. Dessen Werk war vollständig. Ich nahm ein paar Bände heraus. Es waren die amerikanischen und deutschen Erstausgaben. Ich konnte mir so eben die Taschenbücher leisten. Daneben reihten sich Biographien und sonstige Abhandlungen zu Person und Werk. Die Waffenschränke bargen wahrscheinlich alles, was man für Geld kaufen konnte. Hinter der Tür traf ich Möller.
„Was Neues?“
„Der Portier sagt, dass alle Zugänge videoüberwacht werden. Ich habe mir die Bänder geben lassen.“
„Gut. Dann zur Ehefrau...“
Auf einem gepolsterten Stuhl saß ein untersetzter Mann mit lichtem Haarkranz, gebeugtem Rücken und Hawaiihemd. Ihm gegenüber, auf der linken Sofaseite, eine Frau um die 40. Beide sahen bei meinem Eintreten auf.
„Guten Tag. Mein Name ist Keller. Ich leite die Ermittlungen hier. Das ist mein Kollege Möller. Wir hätten gerne mit Ihnen gesprochen. Sie sind Frau Sabine Volkmann? Bleiben Sie sitzen...“ Wir gaben uns die Hand.
„Mein Name ist Broock“, sagte der Mann und erhob sich anschließend halbwegs.
„Ich bin der Hausarzt. Frau Volkmann rief

mich an.“ Er hatte einen schwammigen Griff.
„Darf ich...“
„Bitte...“
Wir setzten uns. „Frau Volkmann, wie es aussieht, hat Ihr Mann Selbstmord begangen... Sie haben ihn gefunden?“
Sie wandte sich ab und sah aus den Fenstern über die Dächer der Stadt. Sie wirkte gefasst. Sie trug hellblaue Jeans und eine weiße Bluse mit Stehkragen, kurzen Armen sowie kleine Rüschen an Dekolleté und Armen. Das Dekolleté wirkte eingesunken und sie machte keine Anstalten, es hinauszudrücken. Die fein gelockten Haare waren brünett und reichten bis an den Kragen.
„Ich war in der Küche“, begann sie mit leiser, aber fester Stimme. „Mein Mann war in sein Arbeitszimmer gegangen. Wir hatten gegessen. Frau Jessen, unsere Haushälterin, war da schon weg.“
Sie wandte sich um. Ich sah, dass ihre Augen feucht schimmerten. Dann blickte sie auf ihre Hände, die im Schoß lagen.
„War es wie immer?“
„Ja, wir haben wie immer miteinander gesprochen.“
„Worüber?“
„Ach, Jagd. Mit ihm konnte man nicht über viel anderes reden. Sie brauchen sich nur umzusehen. Und Hemingway. Der war sein Vorbild. Ach, Vorbild...“, sie winkte schwach ab. „*Sein Gott!* Vor zehn Tagen ist er aus Polen zurückgekommen. Und bald wollte er wieder rauf an die Ostsee zum Fischen.“ Sie schniefte. Dann nahm sie ein Taschentuch und schnaubte hinein. Es war ein tiefer, lang röhrender Ton.
„Was passierte dann?“
„Er ging in sein Arbeitszimmer. Ich blieb in der Küche und stellte das Geschirr in die Maschine. Dann... hörte ich den Schuss. Ich bin rübergelaufen und...“, als sie dieses Mal abbrach, drückte sie sich das Taschentuch gegen die Augen. Obwohl sie dann sogar schluchzte, gab das Dekolleté immer noch nichts her. Es schien sogar weiter hineinzurückeln.
„Frau Volkmann“, sagte ich, „eines ist sicher, es ist schnell gegangen. Er hat

selbst entschieden, so zu gehen. Er ist
aufrecht gestorben.“

„Meinen Sie...“

„Bestimmt! Gab es keine Andeutung? Ein
Wort? Ein seltsames Verhalten? Ein
Stimmungsumschwung? Kam ein
Schreiben von der GEZ?“

„Nein.“ Sie sah mich mit feuchten Augen
an. „Das haben wir uns doch auch schon
gefragt.“ Sie blickte zu Dr. Broock, der
daraufhin mehrmals nickte. „Er sagte
noch... »Hemingway hat es besser
gewusst...« Dann ist er aufgestanden und
rübergegangen. Ich habe mir nichts dabei
gedacht. Wie hätte ich denn wissen
können...“ Sie Ga... te sich an.

„Auf der Dachterrasse steht eine Statue“, sagte Lebrecht schmunzelnd. „Mit Flinte und Hut.“

Die Kollegen vom Erkennungsdienst räumten zusammen. „Dann lassen Sie uns gehen...“

Ein paar Stunden später bekam ich den Untersuchungsbefund aus der Anatomie. Ein Halbsatz war mit grünem Textmarker überstrichen. „Verdori, *das* ist es gewesen!“ entfuhr es mir.

Lebrecht sah auf. Ich reichte ihm das Blatt über den Schreibtisch. Er las und nickte bedächtig. „Da ist was dran...“

„Morgen früh gleich Geschäfts- und Privatleben auseinandernehmen. Das ganze Programm.“

„In Ordnung, Chef.“

Sabine Volkmann öffnete nach dem ersten Klingeln.

„Guten Tag, Frau Volkmann. Bedauerlicherweise müssen wir noch mal kommen, aber wir wollen die Angelegenheit zu Ende bringen.“

„Guten Tag...“ Sie trat einige Schritte zurück und ließ uns ein. „Bitte...“

Wir folgten ihr in die Küche, wo ich sie am Vortag bereits befragt hatte.

„Frau Volkmann, als unsere Kollegen gestern eintrafen, fanden sie alle Türen und Fenster verschlossen vor. Haben Sie diese gestern am frühen Morgen eventuell geöffnet gehabt? Vorübergehend, vielleicht zum Lüften?“

„Nein... bestimmt nicht.“

„Nach Aussagen des Pförtners ist in den letzten 48 Stunden vor dem Tod Ihres Mannes außer der Haushälterin niemand raufgekommen. Alle Videoaufzeichnungen bestätigen dieses. Sie haben ebenfalls

ausgesagt, dass niemand reingekommen ist.“

„Ja doch...“ Sie sah mich nun zweifelnd an.

„Worauf wollen Sie hinaus?“

„Dass Sie zum Todeszeitpunkt Ihres Mannes allein mit ihm gewesen sind und auch sonst niemand gekommen ist, oder hat kommen können.“

„Das ist richtig, aber...“

„Sind Sie ganz sicher, Frau Volkmann?“

„Ja doch! Was soll denn das?“

„Die Kollegen Lebrecht und Möller sind Zeugen Ihrer Aussage und werden das vor Gericht beedigen können.“

„Vor Gericht?“ Sie sah von einem zum anderen.

„Ihr Mann wollte sich scheiden lassen. Es wäre um viel Geld gegangen. Sehr viel. Darum haben Sie ihn erschossen. Ich muss Sie verhaften!“

„*Mich?* Aber, Sie haben doch gesehen... Wie bei Hemingway...“

„Frau Volkmann, weder Hemingway, noch sonst irgendjemand auf dieser Welt, der auch nur ein Minimum bei Verstand ist, schießt sich durch den geschlossenen Mund! Wegen der Zahnschmerzen und es sieht scheiße aus.“

Nicolaus Nissen

Jahrgang 1962, kaufmännische Ausbildung und volkswirtschaftliches Examen. Er veröffentlichte bisher einen Kurzkrimi in der Fernsehzeitung TV NEU, zwei plattdeutsche Kurzgeschichten in einer Anthologie sowie eine weitere im Rahmen des jährlichen NDR I-Plattdeutsch-Literaturpreises, als eine der 25 besten. Außerdem den Roman „Die falsche Frau“ im Mohland Verlag.

Groningen

Ich fuhr mit meinem Freund Hans nach Holland, genauer nach Groningen, wie wir das öfter taten. Ich wohnte damals noch in Emden, der drittgrößten Hafenstadt Deutschlands.

In Groningen gingen wir einkaufen, einmal im Supermarkt, wo mein Freund Tees und asiatische Lebensmittel besorgte. Im ganzen Laden duftete es herrlich nach Kakao und fremden Gewürzen. Schon die Werbung auf Holländisch ließ diesen Markt exotisch erscheinen.

Anschließend führte unser Weg auf den Blumenmarkt, wo man günstig Blumen und Pflanzen einkaufen konnte. Überall standen und hingen grüne, großblättrige Pflanzen. Kunden und Verkäufer eilten hin und her. Mein Freund kaufte die eine und andere Yucca-Palme.

So voll bepackt brachten wir sie erst einmal zum Auto. Dann gingen wir zusammen in die „Wijntapperij“, der Weinzapferei, wo man Wein verschiedener Herkunft aus großen bauchigen Flaschen zapfen konnte. Der ganze Laden roch nach Wein und Stärkerem.

Da gab es den goldenen Sherry aus Spanien, genauso wie den roten Burgunder aus Frankreich. Selbstverständlich konnte man den Wein auch probieren. Und das taten wir jedes Mal ausgiebig, so dass wir ganz schön angeschickert waren, als wir unsere Einkaufstour fortsetzten.

Meistens besuchten wir noch die „Drie Gezuisters“, die drei Geschwister, wo man gemütlich Kaffee oder ein Bier trinken konnte. Im „Drie Gezuisters“ stand ein Flügel und samstags spielte ein Pianist daran. Das Café ähnelte mehr dem

Wartesaal eines Bahnhofs als einem Lokal. Es hatte aber eine tolle Atmosphäre und überall hingen holländische Zeitungen aus, die man hier in Ruhe studieren konnte.

Wenn wir Hunger hatten, gingen wir in eines der vielen indonesischen Restaurants, die es hier gab. Das Essen war mehr als reichlich und für zehn Gulden, inklusive Getränke, konnte man sich satt essen. Die Restaurants waren sehr gepflegt und gemütlich. In ihnen standen meist kleine Zweier- und Vierertische, mit weißen Decken bedeckt. Oft hingen Drachensfiguren an den Wänden oder über der Theke.

Überhaupt: Groningen, das war der hohe Turm der Martinikerk aus Backstein, der sich nach oben absatzweise verjüngte, die Türme der anderen Kirchen mit ihren weiß gestrichenen, hölzernen Laternen und die vielen Menschen auf den Vietsen (Fahrrädern). Allemal sehenswert, sowie die Grachten mit den Hausbooten darauf, wie in Amsterdam!

An diesem Tag waren wir nun mit Hans altem VW Käfer in Groningen. Am späten Nachmittag kamen wir nach Hause. Ich machte mich frisch und wir setzten uns zusammen. Hinzu kam Grete mit ihren braunen Haaren, die ihr fast bis zu den Kniekehlen reichten.

Natürlich wurde der selbst gezapfte Wein kredenzt und Hannes hatte etwas Asiatisches gekocht. Nebenbei hörten wir Musik von den „Eagles“, „Steeley Span“ und „Ein Teller bunter Knete“.

Es wurde spät, und bettschwer begab ich mich in meine Wohnung.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen, die Kurzgeschichtensammlung „Die Sache mit dem Floß“.

Wolkentraum

Ich gehe aufmerksam und gehobenen Geistes durch die hohen, altherrwürdigen Hallen der British Library. Mein Blick fällt auf eine respektable Vitrine, in der aufgeschlagen ein in dickes dunkles Leder gebundener Foliant liegt. Ich gehe darauf zu. Ich denke an Unsterblichkeit, an Freiheit und goldglänzende Schönheit, an Transzendenz und Himmelswege. Entrückt taumele ich direkt vor die Glasscheibe: Da tut sich ein Bild vor mir auf. Im Zentrum des abgedruckten Gemäldes steht ein chinesischer Mönch und schaut von einem Höhenplateau in die bronzegrauen Wolken hinauf. Der tiefblaue Himmel des Gemäldes wird zu meinem Himmel, ich atme die kühle Luft, das Gewand sitzt locker und ist frisch; ich höre das Murmeln einer Tischgesellschaft, ein Raubvogel krächzt einen heiseren Schrei. Ich träume mit offenen Augen vor der Vitrine und werde zum Teil der Szene, wie hinein gesaugt in eine andere, mythische Wirklichkeit, die sich über meine reale Wahrnehmung stülpt. Ich stehe auf einer mit goldenem Moos beflechteten, ansonsten grünen Wiese. Rechts neben mir ragt ein knorriger Laubbaum mit blaugelben Stämmen und honiggelben Ästen und Zweigen hoch in den Himmel. Er hat nahe einer Felsformation seine festen Wurzeln geschlagen, die im Abendlicht blau schimmert. Im Hintergrund feiern zwei Dutzend ernste Würdenträger ein Bankett. Sie tragen bunte, teuer verzierte Gewänder, unter denen ihre wohlgenährten Bäuchlein gut verschnürt zur Geltung kommen. Tische präsentieren ein reichhaltiges Buffet im weitläufigen Hof eines asiatischen Flachbaus, dessen geschwungene Dächer hell und friedlich ihren Schutz gewähren. Hinter dem Haus befinden sich weitere Bäume wie moderne Bronzeskulpturen mit ihrer lavaartig verflochtenen Struktur. Doch die Bankettgäste richten ihre Augen auf etwas Spektakulärereres. Es kommt nämlich

von oben eine Wolke herunter geweht, größer als das Haus, in leuchtendem Gelb, Rot und Violett und erstrahlenden Verwirbelungen. Aus dem nebligen Wolkendunst erhebt sich ein kissenbepackter Karren mit jadegrünem Baldachin und genieteten Rädern. Dieses Gefährt wird von einer Schar Mönche begleitet, deren Füße in der Wolke versinken. Einige der Mönche schauen neugierig zu mir herunter, andere schwenken große Fächer, wieder andere tragen farbige Banner vor sich her. Ja, sie kommen, um mir den innersten Traum zu erfüllen: Sie holen mich ab und tragen mich durch die Lüfte auf den heiligen Berg, wo ich den Pfaden der Unsterblichkeit folgen kann, umgeben von alten Drachen, heiligen Männern und wunderbaren Frauen. Gleißendes, goldenes Licht durchdringt mich und in mir regt sich die Erkenntnis: Ich träume nur und habe dabei Ort und Zeit vergessen. Nun stelle ich fest, dass meine Augen fest auf das alte Buch geheftet sind, so fest, dass es mir schwer fällt, mich davon zu lösen. Ich reiße mich zusammen, schaue in die Weite der Bibliothekshalle und mache mich auf, meine Aufmerksamkeit auf die Wirklichkeit der Bücherregale, der leise auftretenden Besucher zu richten. Doch so ganz will mir das nicht gelingen, das chinesische Bild hält mich noch gefangen. Erstaunt über die Kraft des abgedruckten Gemäldes, gehe ich langsam weiter und warte, dass die geträumten Eindrücke im gedämpften Licht der Halle wieder verblassen.

Christian Peitzmeier
geboren 1973, wohnt in Herne (Westfalen).
Er schreibt Lyrik, Theaterstücke,
Erzählungen und entwickelt zurzeit seinen
ersten Roman. Er studierte erfolgreich
Theaterwissenschaft und Medien-
wissenschaft in Bochum und inszenierte
dort mehrere eigene Stücke.

Ihr Blick

Da steht sie einfach, sie steht einfach neben mir. Ich bin mir nicht ganz sicher wie lange sie da schon steht. Aber erst jetzt habe ich sie wirklich bemerkt. Es ist nichts Auffälliges an ihr. Sie hat lange pechschwarze Haare und ein blasses Gesicht. Sie ist nicht besonders groß, sie reicht mir gerademal bis zu den Schultern. Und sie steht einfach neben mir, gegen die graue rissige Betonwand des Bahnhofs gelehnt, und raucht eine Zigarette. Hin und wieder werfe ich ihr einen heimlichen Blick zu, versuche sie mir genauer anzuschauen. Sie trägt einen grauen Kapuzenpulli mit der Aufschrift irgendeiner Musikgruppe. Nachdem sie einmal an der Zigarette gezogen und den Rauch ausgepustet hat, streicht sie sich die Haare zurück und ich kann ein Tattoo auf ihrem schlanken Hals sehen. Es sind irgendwelche asiatischen Zeichen. Ich schaue immer wieder auf die Stelle, wo die Tattoos sitzen.

Sie muss mich bemerkt haben, denn sie dreht den Kopf zu mir und sieht mich eine Weile an. Ich schaue zurück. Sie tut nichts, sie sieht mich nur an, und ich sehe sie an. Jetzt zieht sie ihr Zigarettenspäckchen aus der Tasche und hält es mir hin. Ich nehme mir eine Zigarette und sie gibt mir Feuer mit ihrem Feuerzeug. Bei der Gelegenheit berühre ich ihre Hand. Sie fühlt sich warm und weich an. Ihre Hand mit dem Feuerzeug ist richtig klein. Wenn ich ihre Hand in meine nehmen würde, würde sie ganz verschwinden. Als meine Zigarette brennt, lehne ich mich zurück und nehme einen tiefen Zug. Als ich den Rauch durch die Nase ausblase, sehe ich sie wieder an. Sie hat ihre Zigarette inzwischen zu Ende geraucht und in dem Aschenbecher ausgedrückt. Sie steht wieder neben mir, und sie tut nichts. Ich rauche meine Zigarette auch aus und stecke sie dann auch in den Aschenbecher. Ich beginne wieder zu ihr hinüber zu schauen. Sie weiß, dass ich sie beobachte. Ich kann es daran sehen, wie sie sich bewegt. Sie

bewegt sich nur wenig, eine leichte Bewegung der Schultern, ein kurzes Blinzeln, mehr nicht. Sie fühlt sich unwohl. Sie mag es nicht, beobachtet zu werden. Vielleicht hat sie sogar Angst. Ich höre auf, sie zu beobachten und schaue einfach gerade stur nach vorne auf die Reklame, die an der Tunnelwand hängt und irgendein neues Kosmetikprodukt anpreist.

Ich merke, dass sie jetzt mich beobachtet, nur zaghaft, beinahe schüchtern. Ich sehe es nicht, aber ich kann es spüren. Ich spüre ihren Blick auf mir. Ich drehe mich zu ihr, doch sie schaut wieder nach vorne, auf genau das gleiche Plakat wie ich zuvor. Als ich wieder nach vorne schaue, dreht sie wieder leicht den Kopf und schaut mich an. Warum tut sie das? Warum mag sie es nicht, angeschaut zu werden? Zwei Fragen, keine Antwort. Ich könnte sie fragen. Aber ich tue es nicht. Denn dazu müsste ich sie anschauen. Und das mag sie nicht. Aus den Augenwinkeln sehe ich, dass immer wieder nach vorne und zwischendurch wieder zu mir schaut. Wie alt sie wohl ist? Jetzt schaue ich sie wieder an und sie schaut weg. So muss jünger als ich sein. Vielleicht vier, fünf Jahre, aber mehr auf keinen Fall.

Jetzt greift sie in ihre Tasche und holt einen MP3-Player heraus und steckt sich die Knöpfe ins Ohr. Die Musik ist so laut, dass ich sie hören kann. Ich kann nicht hören, was für Musik es ist, dafür ist es zu leise, aber ich kann es hören. Sie will sich ablenken, davon, dass ich sie anschau. Irgendwie fühle ich mich in meinem Stolz verletzt. Ich fühle mich auf eine gewisse Art abserviert. Ich schaue wieder nach vorne und versuche, sie zu ignorieren. Ich schaue auf die Uhr. Mein Zug kommt in fünfzehn Minuten. Also warte ich.

„Schau mich an.“ Der harsche Ton ihrer Stimme erschreckt mich. Aber ich schaue sie an. Ihr Gesicht und ihr Blick sind ernst, todernst und ich weiß nicht, was sie von mir will. Ich versuche, wieder nach vorne

zu schauen, aber sie hält mich an meinem Arm fest. „Schau mich an“, sagt sie wieder, und ich kann die Ernsthaftigkeit in ihrer Stimme förmlich spüren. Ich schlucke und spüre einen dicken Kloß in meinem Hals. Mein Magen fühlt sich leer und kalt an. Sie schaut mich immer noch an und ich schaue zurück. Ich traue mich nicht wegzuschauen. Ich habe Angst vor dem, was sie mit mir vielleicht tun wird, wenn ich wegschauen würde. Während ich sie noch immer anschau, steckt sie mir irgendetwas in die Jackentasche. Keine Ahnung, was es ist.

Ein Zug fährt ein. Einige Menschen steigen aus und gehen über den Bahnsteig. Sie lässt mich los und dreht sich ohne ein Wort zu sagen um. Ohne noch einmal zurückzuschauen steigt sie in den Zug. Ich schaue ihr die ganze Zeit hinterher. Dann fährt der Zug los.

Der Zug ist abgefahren. Trotzdem schaue ich ihm weiter hinterher.

Er ist weg.

Sie ist weg.

Ich lehne mich gegen die Betonwand. Fühle mich leer. Dieser Blick von ihr. Er

war so voller Ernst. Es war beinahe unheimlich. Immer wieder schaue ich auf die Stelle neben mich, wo sie gerade noch stand, hoffe, dass sie immer noch dort steht. Aber sie weg, mit dem Zug abgefahren. Ich taste in meiner Tasche nach dem Zettel. Auf ihm steht eine Nummer geschrieben. Ich schaue den Zettel eine Weile an, dann werfe ich ihn weg.

Der Zug kommt zehn Minuten später. Es steigen viele Menschen aus. Ich nehme meinen Rucksack und gehe ebenfalls Richtung Zug. Doch bevor ich einsteige, renne ich noch einmal zurück und stecke den weggeworfenen Zettel zurück in meine Jackentasche.

Clemens Goritzka

Ich wurde am 07.08.1993 in Schönwald in Oberfranken geboren. Seit 2011 besuche ich die staatliche Berufs- und Fachoberschule Hof an der Saale. Neben dem Schreiben interessiere ich mich für Geschichte und Kampfsport.

Todestag

Zum 10. Todestag

Ein kleiner Kerzenschein
soll Licht
in deine dunkle Welt
und meine Nacht bringen

Ein überfordertes Stück Wachs
verlischt
unter meinen Tränen

Angelika Pauly

Schriftstellerin und Musikerin

**15.4.1950, Schriftsetzerin und Buchdruckerin, Studium der Mathematik, schreibt Kinder- und Märchenbücher, Fantasy-Bücher, Lyrik und Kinderlieder, lebt in Wuppertal/Deutschland
www.angelika-pauly.de*

offenen herzens

unter uns lodert eine solch schmerzverzerrte poesie
gleißender straßen oh wie ich sie liebe
jene furunkelnden anekdoten vom leben
geschrieben in die asche des alltags gewetzt
stillstaunend offenen mundes atme ich tief
verschlinge maßlos leid freud und herbe
während purpurne blutergüsse ungeniert
dem seienden frei seine aureole verleihen

Michael Johann Bauer

**29.06.1979 in Schrobenhausen, Deutschland, lebt als Umweltpädagoge in Brunnen, Deutschland. Hat Forstwirtschaft in Weihenstephan, Freising, studiert und sich danach auf Pädagogik spezialisiert. Veröffentlichungen in Literaturzeitschriften und Anthologien, zuletzt: „alltag“ (Gedicht), Bonn 2010, in der Literaturzeitschrift „Dichtungsring“ Ausgabe 39; „Der Worthauer“ (Kurzgeschichte), Hitzacker 2010, in der Literaturzeitschrift „phantastisch!“ Ausgabe 39; „Flucht, nach vorn“ (Kurzprosa), Berlin 2011, in der Kurzprosaanthologie „Kühner Kosmos“, die im Rahmen eines Wettbewerbs entstanden ist.*

Gruß des Engels

Sterne am Himmelszelt
Strahlen so hell,
Verleihen der Nacht
Ein festliches Gewand
Freudetrunken
Leben, andernfalls Traum
Freier Flug
Müheloses Schweben
Auf den Schwingen getragen
Dem Himmel so nah
Jubilieren
Vom sanften Purpurflügel
Umschlungen
Du bist da
Ganz nah
Kann deinen Flügelschlag spüren
Gruß des Engels

Susanne Ulrike Maria Albrecht

Die Autorin Susanne Ulrike Maria Albrecht wurde am 3. November 1967 in Zweibrücken geboren. Von ihr erschienen bereits zahlreiche Werke in Anthologien und Literaturzeitschriften. Beim 8. Wolfgang A. Windecker Lyrikpreis 2011 belegte sie den zweiten Platz. Im Mai und im Oktober 2012 wurden vertonte Gedichte von der Literatin im Radio gesendet. In Kürze erscheint die Kriminalsatire "Verdächtige und andere Katastrophen" von Susanne Ulrike Maria Albrecht im Verlag 3.0 <http://buch-ist-mehr.de>

Nachtschwärze

Ein Stern in düsterster Nacht,
Die Stille erstickt ihn.
Er schwelgt in unendlicher Macht –
Kein aufbegehrender Wille.

Ein dunkel erahnter Traum
Zischt leise sein Lied.
Ein Griff nach dem Harfengesang,
Tränenreichster Abschied.

Und doch ein letzter Hoffnungsblick?
Schimmernd in der Ferne?
Nein, löst nicht den heilbringend Strick;
Nachtschwarz, die Laterne.

Philip J. Dingeldej

Ich bin 1990 in Nürnberg geboren und wohne derzeit in Hersbruck. Nach dem Abitur im Jahr 2010 begann ich an der Universität Erlangen-Nürnberg ein Studium der Geschichte und Politikwissenschaft. Nebenher besuche ich aber auch Veranstaltungen der Journalistik und Philosophie.

Weiterhin war und bin ich für verschiedene Medien als freier Mitarbeiter und Autor tätig, so auch für die „Hersbrucker Zeitung“, die „Nürnberger Nachrichten“, den „Straßenkreuzer“, „Die ZEIT“ und die „Nürnberger Zeitung“. Auch habe ich schon beim Grin-Verlag Essays und wissenschaftliche Fachaufsätze in Buchform veröffentlicht und einen Kommentar für Deutschlandfunk-Online geschrieben. Weiterhin habe ich schon in verschiedenen Anthologien und Literaturzeitschriften Gedichte und Erzählungen veröffentlicht. Außerdem ist 2011 mein eigener Parabelband „Von berstenden Hirnen und schwarzen Gewändern“ erschienen.

**SCHIRM
HERRIN**

EINE WEICHE IM KOPF
LEBT OHNE NAMEN
EINE WEICHE IM HIRN
AUS DEM REICH LEISER DRAMEN

EINE WEICHE IM KOPF
DIE SICH ENTSETZT
EINE WEICHE IM HIRN
DIE DICH VERLETZT

EINE WEICHE IM KOPF
MACHT GNADENLOS KLEIN
EINE WEICHE IM HIRN
FRIERT DICH WORTLOS EIN

EINE WEICHE IM KOPF
WOHL DER STÖRUNG ZU VIEL
EINE WEICHE IM HIRN
STEUERT FEHL, OHNE ZIEL

EINE WEICHE IM KOPF
STUBE ZUM SEELENGLÜCK
EINE WEICHE IM HIRN
SCHLÄGT VERBITTERT ZURÜCK

*geschrieben
April 2012*

Essen / Ruhr

*Arno
Peters*

Rezension „Der Duft des Sussita“ von Robert Scheer

Im ewig sonnigen Israel spielt Robert Scheers Debüt-Buch mit mehr oder weniger wahren Anekdoten. Hier prallen die hehren Ideen des Visionärs Theodor Herzls von einem paradiesischen jüdischen Staat auf die Tücken menschlichen Zusammenlebens. Oh, was geht da nicht alles schief...

Viele der Anekdoten kreisen um den lebenslustigen, schlitzohrigen Onkel Sauberger und seinen Schweinefleischlieferanten David Metzger. Wenn sich Juden und Moslems in einem einig sind, dann in der Ächtung von Schweinefleisch. Darum tarnt der Metzger seine tragbare Kühltasche als Aktentasche und dealt mit seinen Würsten wie mit illegalen Drogen. Natürlich hält auch sein überhöhter Cholesterinspiegel Onkel Sauberger nicht von seiner Sucht ab. Verbotene Früchte schmecken auch in Israel am besten.

Das Leben im Kibbuz ist wunderschön, ein kommunistisches Paradies, stellt der Österreicher fest. Er möchte nirgends sonst leben. Schade nur, dass so viele Kibbuz privatisiert werden.

Und da wir schon dabei sind: Auch die Verpflegung der Armee wurde privatisiert. Eine Catering-Firma versorgt nun die Soldaten... mit einer kleinen Ausnahme: Die Firma fürchtet sich, an die Front zu liefern. Und so hängen die tapferen Jungs in vorderster Linie hungrig und geschwächt herum. Wie gut, dass Rettung naht!

Die Titelgeschichte bezieht sich auf den Sussita, eine israelische Automarke, die man sich wie einen Trabbi vorstellen muss.

Die Ähnlichkeit bezieht sich auch auf die Lieferzeiten: „Warten auf den Messias und den Sussita“, heißt es. Hergestellt aus Glasfaser, hat dieser Wagen eine ganz besondere Anziehungskraft auf Kamele. Wikipedia meint zu dieser Urban Legend augenzwinkernd, dass die geringe Population an Kamelen in Israel nicht die enorme Anzahl an Beulen in den Autos erklären kann.

Außerdem lernen wir: „Tel Aviv ist das neue Sodom“ und tauchen ein in das Nachtleben dieser verruchten Stadt. Und wir erfahren, wie Lothar Matthäus und Rabbi Avramoff am defensiven Mittelfeld scheitern.

Trotz aller Scherze geht es in diesem Buch um mehr. Jede Geschichte ist etwas tiefsinniger als die vorangegangene. Es geht auch um Antisemit Richard Wagner, um den Klimawandel, die Aggressivität von Autohupen, Attentate und die Frage, ob man in diese Welt Kinder setzen will.

Das Buch ist eine kurzweilige Geschichtensammlung, die durch die vorangestellten Herzl-Zitate eine zusätzliche philosophische Tiefe erhalten. Die Wiederholung von Wörtern und Halbsätzen verleiht dem Text auch stilistisch seinen orientalischen Touch.

Robert Scheer: „Der Duft des Sussita“
Hanser Verlag, 2012
Gebundenes Buch, 155 Seiten
ISBN 978-3-446-24029-2

Rezensiert von Andrea Herrmann

Rezension „Yesterday - Aus 50 Jahren Bundesliga“ von Gerd Egelhof

In diesem Sachbuch gibt Gerd Egelhof einen Überblick über 50 Jahre Bundesliga. Genau so lange ist es her, seitdem nach dem Zweiten Weltkrieg Deutschlands Bundesliga startete und die Menschen begeisterte. Zunächst gibt der Autor einen kurzen Überblick über die Anfänge, die 70er, 80er und 90er Jahre. Anschließend folgen Tabellenlisten von 1970 bis 1990. Den größten Teil des Buchs machen die Spieler-Biographien der Bundesliga-Stars aus. Hier kann der Leser nachschlagen,

wann welcher Spieler geboren wurde, wann er für welchen Verein spielte und welches seine größten Erfolge waren.

Gerd Egelhof: „Yesterday – Aus 50 Jahren Bundesliga“

Make a book, Neukirchen, 2012

Taschenbuch, 146 Seiten

ISBN 978-3-943054-17-0

Rezensiert von Andrea Herrmann

Wettbewerbe

Datum	30.01.2013	31.01.2013	31.01.2013
Name	Evangelischer Literaturpreis	MDR-Literaturpreis 2013	Otfried-Preußler-Kinderstückpreis
Genre	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)	Kurzgeschichte (unveröff.)	Stücke für Kinder von 6 bis 11 Jahren
Thema	Soviel du brauchst		
Umfang	Nur ein Beitrag pro Autor/in; max. 7 Seiten oder 13.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen)	15 Vorlese-Minuten (ca. 6 Seiten oder 11.000 Zeichen); nur 1 Text pro Person	
Form	Dreifach gedruckt, anonym mit Personalbogen: www.evangelischer-literaturpreis.de/fix/files/kd.1123340061/20120906%20Personalbogen.3.docx	zwei gedruckte Exemplare, anonym; Veröffentlichungsliste, Kurzvita (max.12 Zeilen), E-Mail-Adresse	Manuskripte sowie Vita als Datei (möglichst pdf)
Preis	1.) 3.000€, 2.) 2.000€, 3.) 1.000€, besonderer Förderpreis für Schüler/innen mit 1.000€	1.) 5000€, 2.) 2000€, 3.) 1500€; Endrunde am 06.05.2013 in Leipzig; Anthologie der besten Texte	10.000€ +Aufführung am 12.-16.06.2013 in Stuttgart auf dem Festival „Spielwiese/ Spielweise“
Teilnehmer	Alle deutsch schreibenden Autor/innen	Autor/innen, die bereits literarische Texte veröffentlicht haben	Professionelle Autor/innen
Veranstalter	Kulturberrat des Ev. Kirchentags 2013 und Forum Evangelischer Literaturpreis	Mitteldeutscher Rundfunk	Familie Preußler und Thienemann Verlag
einsenden an	Forum Evangelischer Literaturpreis, Bernd Müller-Teichert, Bei der Lutherbuche 36, D- 22529 Hamburg	Mitteldt. Rundfunk Figaro, Literaturwettbewerb, Postfach 100122, D-06140 Halle	preis“at“spielwiese-preussler.de
nähere Informationen	www.evangelischer-literaturpreis.de bmt“at“kirche-lokstedt.de	www.mdr-figaro.de	Informationen zum Festival: www.spielwiese-preussler.de

Datum	01.02.2013	28.02.2013
Name	„entwürfe“- Literaturwettbewerb	Walter-Kempowski- Literaturpreis
Genre	Prosa oder Gedicht (unveröff.)	Kurzgeschichte (unveröffentlicht)
Thema	Feierabend	Besser geht´s nicht
Umfang	Max. 18.000 Zeichen oder bis fünf Gedichte	Max. 5 Norm-Seiten; nur ein Beitrag pro Autor/in

Datum	15.03.2013	17.03.2013	31.03.2013
Name	lauter niemand preis für politische lyrik	Germanwings Story Award	Athmer-Lyrikpreis
Genre	politische Lyrik (unveröffentlicht oder veröffentlicht)	Geschichten	Gedichte (unveröff.)
Thema	Politik oder gesellschafts-politische Themen	Fliegen	„Hinter der Tür“, Ernstes oder Komisches, Leidenschaftliches oder Skurriles, Satirisches oder Handwerkliches
Umfang	Bis zu 3 Texte pro Autor/in	Max. 25.000 Zeichen inklusive Leerzeichen	Max. 24 Zeilen, nur ein Text pro Autor/in
Form	Mit kurzer Autorenbiographie und Information darüber, wo ein Text bereits veröffentlicht wurde; als Word-Datei per E-Mail		Anonym; in verschlossenem Umschlag Adresse, Kurzbiografie (max. 10 Zeilen) und Bibliografie; oder per E-Mail: Text als separate anonyme Datei
Preis	1.) 1000€, 2.) 500€, 3.) 250€	Veröffentlichung in Anthologie, Fluggutscheine, Bücherpakete	1.) 1000€, 2.) 500€, 3.) 250€
Teilnehmer			
Veranstalter	Redaktion von lauter niemand; Stifter: Jörn Sack	Germanwings, Verlagshaus Monsenstein und Vannerdat	Firma Athmer (Hersteller von Dichtungssystemen für Türen und Tore)
einsenden an	redaktion“at“lauter-niemand.de mit Betreff „politische lyrik 2013“; nur im Notfall: lauter niemand redaktion, c/o Clemens Kuhnert, stichwort: politische lyrik 2013, Friedelstr. 54, D-12047 Berlin	Teilnahmeformular auf www.germanwings-story-award.de	Athmer oHG, z. Hd. Karin Ehrig, Sophienhammer, D-59757 Arnsberg Oder K.Ehrig“at“athmer.de. oder www.wirsinddichter.de
nähere Informationen	www.lauter-niemand.de/	www.germanwings-story-award.de	K.Ehrig“at“athmer.de

